

lizeirecht (S. 175-237). Sie alle werden sowohl gründlich wie auch mit starker Fokussierung auf Pressefreiheit und Presserecht präsentiert. So bleibt die Untersuchung trotz großer thematischer Breite angenehm schlank. Die gut strukturierten, sehr übersichtlich angelegten Ausführungen erlangen bisweilen geradezu Handbuchcharakter, welcher den zugrunde gelegten Rechtsprechungs- und Literaturstand (etwa: 2009) zwar nicht vollständig, aber doch in wesentlichen Teilen auffächert. Besonders gelungen ist die Verknüpfung von Verfassungs- und Strafprozessrechtsdogmatik. Dabei gelingt eine Reihe von Kabinettsstückchen, etwa die Ausführungen zum neuen §160a StPO (S. 70ff.), dessen Schutz als (zu) schwach befunden wird; zum Auskunftsverweigerungsrecht der Berufsgeheimnisträger im Polizeirecht (S. 81ff.), zum Verhältnis der EU-Richtlinien zur Vorratsdatenspeicherung zum nationalen Recht am Beispiel der „serious-crimes“-Formel (S. 142ff.) und zu Fragen der Territorialhoheit der Länder als Grundlage und Grenze der Telekommunikationsüberwachung (S. 197ff.). Überall erfährt der Leser die zumeist gründlich recherchierten Diskussionsstände in Judikatur und Literatur, erhält eine Schwachstellenanalyse im Hinblick auf die besonderen Fragestellungen der Pressefreiheit und gut begründete, zumeist pressefreundliche Lösungsvorschläge. Durchgängig stößt die Arbeit an der Grenze von Polizeiarbeit und Rechtsbindung auf ein Grundproblem: Bei TKÜ-Maßnahmen – namentlich bei Mobilfunkgeräten – ist zwar der zu überwachende Anschluss bekannt, nicht aber die Frage, ob es sich dabei um den Anschluss eines Pressemitarbeiters handelt oder nicht (anders aber im Fall BVerfGE 107, 299) oder ob gerade ein pressebezogenes Gespräch versucht oder geführt werden soll. Dies kann sich allenfalls aus der Überwachungsmaßnahme selbst ergeben. Damit steht aber im Zeitpunkt der Überwachungsanordnung regelmäßig noch nicht fest, ob diese einen Eingriff in die Pressefreiheit darstellen wird. Von daher kommen zum Schutz der Pressefreiheit Beschränkungen von Informationserhebungseingriffen regelmäßig kaum in Betracht. Vielmehr ergibt sich der Schutz der Presse eher aus Informationsverwendungsbeschränkungen. Dies ist dann auch die Position des Autors zur Vorratsdatenspeicherung (S. 162).

Wo so viel Licht anzutreffen ist, können einzelne Schatten nicht ausbleiben. Da die verfassungsrechtliche Grundlegung der Ausführungen knapp bleibt, kann sie nur selten als systematische Basis einer inhaltlichen Vertiefung der Diskussionsstände herangezogen werden. In-

soweit bleiben die Ausführungen gesetzesnah und die Lösungsvorschläge gesetzes-, seltener hingegen grundrechtlich- oder gar von der EMRK inspiriert. Hier dominiert eine sorgfältige Orientierung an den vorgefundenen Meinungsständen. Konsequenter sind die Erörterungen dort umfangreicher, wo es intensive Erörterungen gibt. Wo es solche nicht gibt – namentlich zu Landesrecht –, bleiben die Ausführungen schmal. Darin liegt denn auch die Stärke der Untersuchung. Sie betritt selten echtes Neuland, sondern orientiert zuverlässig über Probleme und Lösungen und zieht eher pragmatische Schlussfolgerungen. Was hier herausgearbeitet wird, sind keine Zukunftsvisionen der Wissenschaft, deren Bewährung noch aussteht. Der Leser findet vielmehr sorgfältige Fortführungen des Wissensstandes. Auf eine solche hat man gerade für die hier bearbeitete Materie schon seit geraumer Zeit gewartet. Sie wird ihre Bedeutung auch deshalb behalten, weil das BVerfG (BVerfGE 125, 260) in seinem Urteil zur Vorratsdatenspeicherung auf die Sonderfragen der Pressefreiheit kaum eingegangen ist.

Christoph Gusy

Heinz Moser / Petra Grell / Horst Niesyto (Hrsg.)

Medienbildung und Medienkompetenz

Beiträge zu Schlüsselbegriffen der Medienpädagogik

München: Kopäd, 2011. – 273 S.

ISBN 978-3-86736-205-4

An einführenden Übersichten und Lehrbüchern, Begriffsklärungen, Gegenstandsstrukturierungen und konzeptionell-theoretischen Verortungen für die Medienpädagogik – als allgemeiner Sammelbegriff – besteht in den letzten Jahren eigentlich kein Mangel, im Gegenteil. Davon zeugen schon die jeweiligen Literaturlisten der Beiträge hier. Wenn sich etliche Mitglieder der Sektion Medienpädagogik der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE) im November 2010 in Zürich zu einer Tagung getroffen haben und nun diesen Sammelband als Dokumentation vorlegen, dann könnte man daher zunächst vermuten, dass die medienpädagogisch tätigen Erziehungswissenschaftler ihrer Mutterdisziplin Relevanz, theoretisches Niveau und inzwischen entwickelte methodische Elaboriertheit dieser Teildisziplin vermitteln wollen. Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil sich mit der offenbar allmählichen Etablierung des (semantisch nicht ganz glück-

lichen) Überbegriffs der Medienbildung, wie sich an den Bezeichnungen von Studiengängen und Stellen belegen lässt, bildungstheoretische Begründungen und Bezüge anbieten, die von einigen der Beiträger ausgiebig strapaziert werden. Eine sog. Theorie der Medienbildung (Dieter Spanhel) erweitert oder universalisiert sich dabei zu einer allgemeinen Theorie von Bildung, weil sich – so die ontologisierende Argumentation – Bildung ohne Medialität, sprich: zeichentheoretische Manifestation und Materialisation, nicht denken lässt. Das ist banal und hypertroph zugleich; genauso gut – oder noch berechtigter – könnte Bildung auf Sprache, Bild oder Kommunikation begründet werden (was ja vielfach geschehen ist). Ob solch eine Entspezifizierung und Anthropologisierung dem ursprünglichen, eigentlich nach wie vor aktuellen und nötigen Anliegen von Medienpädagogik, nämlich das möglichst professionell-pädagogische und kritische Befassen und Handeln mit konkreten, primär technischen Medien, nützt, sei dahingestellt. Jedenfalls werden die Distanzen und Diskrepanzen zur Kommunikations- und Medienwissenschaft sowie ihren gegenständlichen Sujets größer und könnten wünschenswerte Interdisziplinarität eher behindern als befördern. Und sicherlich dürfte auch die Erziehungswissenschaft als Ganze solche Positionen kaum teilen; doch dieser Disput soll hier nicht verfolgt werden.

Befragt man medienpädagogische Forschung und Praxis (wie sie ehemals verstanden wurden) nach aktuellen Desideraten, also nach Herausforderungen und Problemen, die Medien gegenwärtig der pädagogischen Beachtung und Handlung, womöglich auch Intervention, aufgeben, so drängen sich mindestens zwei auf: Einmal müsste die voranschreitende Digitalisierung, also Computer, Internet und ihre diversen, ständig wachsenden Applikationen, alle überkommenen Begriffe, Konzepte und Erfahrungen grundsätzlich auf den Prüfstand stellen, insbesondere wenn man die Auffassung teilt, dass sich mit ihnen – ob man dafür den ungenauen Krotz'schen Begriff der Mediatisierung (Bernd Schorb) bemüht oder nicht – eine radikale Zäsur, mindestens eine massive Transformation von Kommunikation und auch Gesellschaft vollzieht. Zum anderen wäre es höchste Zeit, die bislang weitgehend isoliert geführten deutschen Diskussionen mit internationalen zu verknüpfen und abzugleichen, weil just die genannten Medieninnovationen keinesfalls mehr in nationaler Enge und pädagogischer Provinz analysiert werden können, sondern inter- oder auch transnationale Perspektiven verlangen; aber auch deshalb, weil die Einführung des be-

sagten Begriffs der Medienbildung vorgeblich als deutsche Übersetzung der angloamerikanischen *media literacy* begründet wurde, damit die als funktionalistisch oder instrumentalistisch bewertete, deutsche Medienkompetenz überwunden und der oft beschworene Anschluss erreicht werden könnte.

Allerdings stellen sich nur wenige der 18 Beiträge diesen Anliegen: Die Kölner Medienpädagogin Isabel Zorn wird in ihrem umfangreichen Beitrag zwar nicht müde, die „Digitalen Medien“ – als angebliche Gattung groß geschrieben – als fundamental anders als die traditionellen Medien zu apostrophieren und dafür neue „Bildungsbedarfe“ (S. 175) zu fordern. Doch diese will sie dann aus einer „softwaretheoretischen“ oder „Informatik-Perspektive“ (S. 180) gewinnen, was immer dies ist, weil die „Digitalen Medien“ auf „operationalisierten Rechenprozessen“ (ebd.) basieren und selbst Inhalte produzieren. Ob damit die Essentials digitaler Medien angemessen gekennzeichnet sind, lässt sich bezweifeln. Und eingefleischte Pädagogen dürften es gänzlich ablehnen, technische Entwicklungen umstandslos als Bildungsgüter zu stilisieren. Da fehlen einige theoretische Schritte dazwischen. Jedenfalls gelingt Zorn über einige plausible Appelle hinaus keine systematische Neufassung einer so genannten digitalen Medienpädagogik, wenngleich einige ihrer Beispiele durchaus praktikabel sind.

Sehr klar und kundig arbeitet die Bochumer Erziehungswissenschaftlerin Silke Grafe Begrifflichkeiten, konzeptionelle Entwicklungen, Aspekte und Besonderheiten der amerikanischen Diskussion über „media literacy“ bzw. „media (literacy) education“ auf und macht sich auch methodische Gedanken über komparatistische Betrachtungen. Dabei zeigt sie, dass media literacy zum einen vornehmlich auf textlich-ästhetische Qualifikationen (skills) der „alten Medien“ fokussiert und daher in dieser Hinsicht mit Medienkompetenz sowohl als „allgemein vorauszusetzendes Vermögen“ als auch als „Zielvorstellung“ vergleichbar ist (S. 75). Erst die seit 2006 aufkommende Zielsetzungen der „new media literacies“ richten sich auf digitale Medien, freilich längst noch nicht in dem zureichenden Maße, dass alle Potenziale und Gebrauchsweisen etwa von Web 2.0 und Social Media explizit einbezogen sind. Zum anderen schwingen in den Termini überwiegend präventorische und bewahrende Intentionen mit, die hierzulande der Medienerziehung attestiert werden. Unter dem Label des „media managements“ treffen sie sich sogar mit Gesundheits-erziehung (health literacy) und anderen Schutzmaßnahmen für Jugendliche und konzentrieren

sich auf allgemeine Gefährdungen und negative Wirkungen der modernen Gesellschaften.

Viel terminologischen und nominalistischen Aufwand stecken die meisten Beiträge in die Definitionen und Abgrenzungen von medienpädagogischen Begriffen, besonders der medienpädagogischen Teildisziplinen und ihrer Zielsetzungen, auch mit etlichen Wiederholungen und Rekapitulationen, ohne sich allerdings explizit aufeinander zu beziehen. Von den Herausgebern werden sie – nicht ganz einleuchtend – unter „Methodologischem“ und „aktuelle Diskussion“ rubriziert. Meist wird eingangs versichert, dass man Konsens suche und konkurrierende oder gar kontroverse Benennungen überholt seien. Doch letztlich läuft es auf die Kreation und Etablierung der persönlichen Vorlieben und Konzepte hinaus, oft im ausgiebigen Rekurs auf die eigenen Publikationen. Solche Absichten dürften letztlich keine Klärung bringen. Werden diese verbalen Exerzitien noch ohne Rückgriffe auf die jeweils virulenten Intentionen und geschichtlichen Zusammenhänge sowie obendrein recht selektiv vorgenommen, sind sie erst recht zum Scheitern verurteilt. Die Medienerziehung der 1950er und 1960er Jahre unterscheidet sich nicht nur terminologisch von der Medienpädagogik der 1980er Jahre; dazwischen sind etliche gesellschaftliche und mediale Veränderungen passiert, die sich in divergierenden medienpolitischen und auch -pädagogischen Konzepten niedergeschlagen haben. Und seit Web 2.0 müsste ohnehin eine neue Zeitrechnung beginnen. Hilfreich ist es zwar, zwischen dem praktischen pädagogischen Tun und seinen theoretischen Reflexionen einerseits sowie den anzustrebenden Zielen und den vorhandenen und/oder zu erreichenden Fähigkeiten der Probanden zu trennen – obwohl sie nach wie vor sowohl im Begriff der Medienkompetenz als auch in dem der Medienbildung durcheinandergehen (Gerhard Tulodziecki). Aber mit der Pluralität und Disparatheit ihrer Begriffe und Bezeichnungen muss nun einmal jede Kultur- und Sozialwissenschaft leben, zumal wenn sie auf diverse Disziplinen und Paradigmen rekurriert. Begriffliche Setzungen und Terrainbehauptungen führen da nicht weiter.

Da ist es analytisch klüger, sich der jeweiligen Bezugssysteme oder Horizonte zu versichern, von denen aus bzw. für die bestimmte Intentionen und Verständnisse formuliert werden. Dafür plädieren auf unterschiedliche Weise Heinz Moser, der für wechselseitige Anschlussmöglichkeiten wirbt, und Benjamin Jörissen, der paradigmatisch drei unterschiedliche Bildungsverständnisse ausmacht und ihnen jeweils

entsprechende Medienbildungskonzepte zuordnet. Am Ende seines Beitrags hält er indes wegen ihres „hohen Anreizpotenzials“ die Klärung von Grundbegriffen innerhalb der Medienpädagogik für „überfällig“, jedoch für „vergleichsweise wenig ertragreich“ (S. 231).

Doch eigentlich ungleich heftiger müssten sich Medienpädagogen von den realgesellschaftlichen und medialen Transformationen herausgefordert sehen (wie sie es in den 1980er Jahren waren). Sie werden in diesem Band kaum, höchstens marginal und wenig kompetent thematisiert. Aber nur so lässt sich Medialität (die in diesem Band nur pauschal beschworen wird) jeweils konkret und empirisch gesättigt fassen. Nur der Schweizer Medienpädagoge Dominik Petko beklagt den Mangel und die Insuffizienzen medienpädagogischer Forschung. In seinem Konzept verkürzt er sie allerdings auf empirische und experimentelle Studien der medienpädagogischen Praxis. Die können ja nur einen Teil ausmachen, wenngleich einen nicht ganz unwichtigen. In ihrem Vorwort betonen die Herausgeber und die Herausgeberin, dass die „Zürcher Diskussion um die medienpädagogischen Leitbegriffe“ keinen Schlusspunkt „zu einer zentralen Diskussion setzt“ (S. 9). Bleibt zu hoffen, dass die künftigen Diskussionen weniger um Begriffe denn um Sachen, um reale Entwicklungen und mediale Herausforderungen, kreisen, die es wert sind, pädagogisch bearbeitet zu werden, und nötig sind, um auf sie und mit ihnen zu agieren.

Hans-Dieter Kübler

Josef Trappel / Hannu Nieminen / Lars Nord The Media for Democracy Monitor

A Cross National Study of Leading News Media

Göteborg: Nordicom, 2011. – 366 S.

ISBN 978-91-86523-23-7

“In what way and to what extent do the structures and conduct of leading news media correspond with the fulfillment of their specific role in contemporary democracies?” Mit dieser Frage, die anders als vorherige Studien nicht die Rolle der Massenmedien in einer Demokratie theoretisch, sondern vielmehr die Strukturen und Handlungsweisen der führenden Nachrichtenmedien empirisch untersucht, beschäftigen sich die Herausgeber Josef Trappel, Hannu Nieminen und Lars Nord in „The Media for Democracy Monitor“. Die empirische Studie stellt in 13 Kapiteln detailliert heraus, inwieweit die Nachrichtenmedien in den zehn teilneh-